

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 79 (1953)
Heft: 32

Artikel: Das hohe Erz
Autor: Frey, Alexander M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-492501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das hohle Erz

Alexander M. Frey

Inmitten eines riesenhafte Denkmal aus Erz, dessen Hohlheit ziemlich viel Spielraum läßt, hatte ein Mensch eine sichere Zufluchtsstätte gefunden. Aber niemand, auch keine Behörde, ahnte, daß dort jemand wohnte.

Das Innere des Denkmals war früher der Allgemeinheit zugänglich gewesen. Durch Beine und Bauch führte ein Wendeltreppchen in des Fürsten Brustkorb, der natürlich besonders mächtig war. Dort befand sich eine Art Zimmerchen mit roten Plüschbänken. Und wenn man sich die Unbequemlichkeit machen wollte, noch eine Leiter zu ersteigen, so gelangte man durch den Hals in den Kopf und konnte neben der Höhlung der Nase, in der ein Mann zu kauern vermochte, durch die Augen, deren Pupillen aus dickem Glas bestanden, ins Freie und in die Ferne und über die Stadt schauen.

Denn der Fürst ragte von einer Anhöhe am Rande der Stadt empor, die einstmal die seine gewesen, umgeben mit dem Grün eines kleinen Parkes.

Daß die Allgemeinheit nun davon ausgeschlossen blieb, in ihren ehemaligen Herrscher wie früher einzusteigen – gegen Entrichtung einer kleinen geldlichen Abgabe –, hing damit zusammen, daß im Laufe von Jahrzehnten das Innere morsch und brüchig geworden war. Das erzene Gehäuse speicherte in den Sommermonaten eine ungeheure Wärme. Wenn die Sonne auf den Kolof brannte, dann wurden das hölzerne Wendeltreppchen und die Plüschbänke förmlich zerkocht. Dem hielten sie stand: 50, 60 und 80 Jahre; aber einestags waren sie doch mürbe. Und da handelte sich's dann darum, eine neue Innenarchitektur zu schaffen oder aber das Gehäuse für den Gebrauch zu sperren.

Man entschied sich vorerst für die Sperrung. Kämen wieder bessere Zeiten, so wollte man eine Renovierung von Grund aus vornehmen.

Man schloß also das Türchen ab und entließ den staatlichen Diener, der fast so alt war wie das Monument selber. Er hatte immerhin von neugierigen Herrschaften, die das Wendeltreppchen aufwärts gekrochen waren, im Laufe der Zeit beinahe 100 000 Mark an die Kassen des Landes abgeführt – eine Geldmenge, die niemand wird glauben wollen. Aber man bedenke, daß ein Besuch

50 Pfennige kostete, daß durchschnittlich 3000 Besucher im Jahre kamen, in den Reisewochen mehr als 20 im Tag, und daß der Beamte 60 Jahre hindurch die Sümmchen einkassierte. Das läppert sich zusammen.

Der heimliche Bewohner hatte, bei einem gewissen Schlüsselreichtum, den er besaß, das staatlich abgesperrte Türchen ohne Gewalt und ohne große Schwierigkeit eines Nachts geöffnet. Es geschah in regnerischen Sommerwochen, in einem kalten Juni, und er war froh, in eine Trockenheit zu geraten, die förmlich knisterte. Er wußte aus der Zeitung, das Monument sei wegen innerer Bauauffälligkeit geschlossen; zu holen gab es hier nichts, darauf war er vorbereitet. Aber hier zu wohnen war möglich. Wenn man das Treppchen behutsam hinaufstieg, hielt es schon noch, anderthalb Zentner trug der kleine Zimmerboden im Brustkasten, man beabsichtigte ja nicht, Tänze aufzuführen; man plante nicht Gesellschaften zu geben; es kamen nicht einmal Liebesnächte in Betracht; man war nah bei 60 und besaß ein würdiges und biederes Auftreten.

Als der Mann im Licht von Streichhölzern sich umgesehen und festgestellt

hatte, die Sache könne sich zur Dauerangelegenheit auswachsen, brachte er in der nächsten Nacht einen Rucksack voll Habseligkeiten herbei und war somit eingezogen.

Er verließ fast immer nur nachts seine Villa – so nannte er bei sich in Besitzerfreude die Unterkunft – und kehrte in den frühen Morgenstunden zurück. An regnerischen Abenden war um neun Uhr bereits kein Mensch mehr in der Nähe des Monuments zu finden. Er ging zum Bier, nach Mitternacht manchmal an die Erledigung seiner Arbeiten privaterer Natur und in den frühen Morgenstunden heim. Ueber Tag schlief er auf den Plüschbänken.

Aber als er sich eingewöhnt hatte, wurde er kühner. Manchmal verlangten es die Umstände doch, daß er auch bei hellem Licht die Behausung verließ. Für diesen Fall gab der Rucksack eine alte Unteroffiziersmütze her, eine Schirmmütze, die er durch geschickte stoffliche Veränderungen in eine Art von städtischer Beamtenmütze verwandelte. Die setzte er auf, zog das bessere Paar Stiefel an, das er gewichst hatte, büstete seinen Anzug aus, legte den Papierkragen um und verließ senkrecht und sachlich den Bau.



Es geschah einmal, daß ein wandelnder Schutzmann gerade an ihm vorbeikam, als er sorgfältig abschloß. Er grüßte militärisch, und der Herr Wachtmeister grüßte, mit leisem Zögern, zurück. Er sah das Zögern und sagte sofort: «Manchmal muß man halt nachschauen, ob nicht schon alles innen zusammengekracht ist, aber es steht noch. Jammerschade, daß man Fremde nicht mehr hineinlassen darf.» Der Schutzmann war durch die Beamtenmütze festgehalten, an der irgendetwas eigenartig erschien. «Von welcher Behörde kommen Sie?» «Städtisches Hochbauamt», sagte der Mann unerschüttert.

Der Wachtmeister grüßte ein zweites Mal flüchtig und wanderte weiter.

Besser wurden solche Begegnungen und das Aus und Ein am Tage vermieden! Aber manchmal war man eben doch tagsüber fort – und war nachts dann zu Hause. Und wenn man nächstens zu Hause hockte, war es unbequem und langweilig, ständig von Dunkelheit umgeben zu sein. Man wollte die Zeitung lesen oder sonst etwas Geschriebenes, das einem zugefallen war.

Das Innere des hohlen Erzes war mit elektrischer Lichtleitung versehen. Sie war vor vielen Jahren – damals, als man das noch sehr primitiv machte – unbedenklich gelegt worden, sie hatte vor allem dazu dienen sollen, die beiden gläsernen Augen des Fürsten zu illuminieren, aber die Wirkung war nach Ansicht der Allgemeinheit abscheulich gewesen, es hatte ausgesehen, als seien riesige Katerblicke durchs Dunkel über die Stadt hin glimmend in Tätigkeit.

Man hatte die Sache gänzlich wieder aufgegeben und sich um die Leitung nicht mehr gekümmert. Sie war verkom-

men und brüchig. Ging sie noch irgendwie?

Der Mann prüfte sie mit seinen kleinen Kenntnissen, die er aus besseren Jahren als Gelegenheitsarbeiter in alte Tage hinübergerettet hatte. Vorher verhängte er sorgsam die kürbisgroßen Bullaugen des Monarchen mit Kohlen-säcken.

Sie ging noch. Er konnte im Zimmerchen mit den Plüschbänken ein Lämpchen in Betrieb setzen. Jetzt erst war es schön.

Bei seinen Bemühungen, ein wenig Strom zu erhalten, war er ohne Aengstlichkeit vorgegangen. Er hatte notwendige Vorsichtsmaßnahmen schon deshalb außer acht gelassen, weil er garnicht genügend um sie Bescheid gewußt hätte.

So entstand eines Nachts ein Kurzschluß. Er entstand oben im Kopf – in der Gegend, wo einstmals zwei scheinwerferartige Lampen durch die Glas-
augen übers Land geglüht hatten.

Oh nein, nichts geriet in Brand. Es gab dort oben ja nur Metall. Der Kurzschluß entstand in der Höhlung der Nase, von wo aus die Drähte sich früher intakt gegen die Augen hin verteilt hatten.

Es wuchs eine große Wärme. Sie hatte Stunden und Tage Zeit, sich bis zum Äußersten zu steigern, niemand fiel ihr in den Arm, der Bewohner des Zimmerchens im Brustkasten war an saftige Temperaturen gewöhnt, er kümmerte sich zudem nicht darum, was hoch über seinem Kopf im Kopf des anderen vorging.

So geschah es, daß die Nase ins Glüh-
hen geriet. Der Mann war unterwegs, als sie eines Nachts dunkelrot, bei wei-

ter zunehmender Hitze hellrot, in die Ferne leuchtete. Von einem bestimmten Helligkeitsgrad ab wurde das Phänomen von vielen Menschen wahrgenommen. «Getrunken hat er ja gern», sagten sie. «Die Erscheinung paßt nicht übel zu ihm. Was das wohl sein mag?» Aber ehe die Feuerwehr eintraf, geriet das Metall ins Fließen. Es war, als löse sich die Nase in einem ungeheuren Schnupfen auf. Polternd stürzten Tropfen in der Größe von Pflastersteinen über den Kürass, über die Reiterstiefel und landeten, bereits wieder erloschen und erstarrt, am Fuß des Marmorsockels.

Das Loch anstelle der Nase, die zerplatzten Glasaugen ließen Luft Zutreten. So kühlte sich das ganze Gesicht schnell ab, und die Feuerwehr hatte überhaupt keinen Anlaß mehr, Wasser in das Innere des Fürsten zu schicken. Sie barg lediglich eine vollkommen zur Holzkohle gewordene Leiter – und fand dabei den Rucksack und einigen bescheidenen Junggesellen-Hausrat.

Der heimliche Eigentümer, in der Flut einer großen Menschenmenge mit herangeschwemmt, stand daneben, als die Dinge geborgen wurden, und als man sich den Schädel über sie zu zerbrechen anfang.

«Da muß einer hinterrücks gewohnt haben», entdeckte jemand.

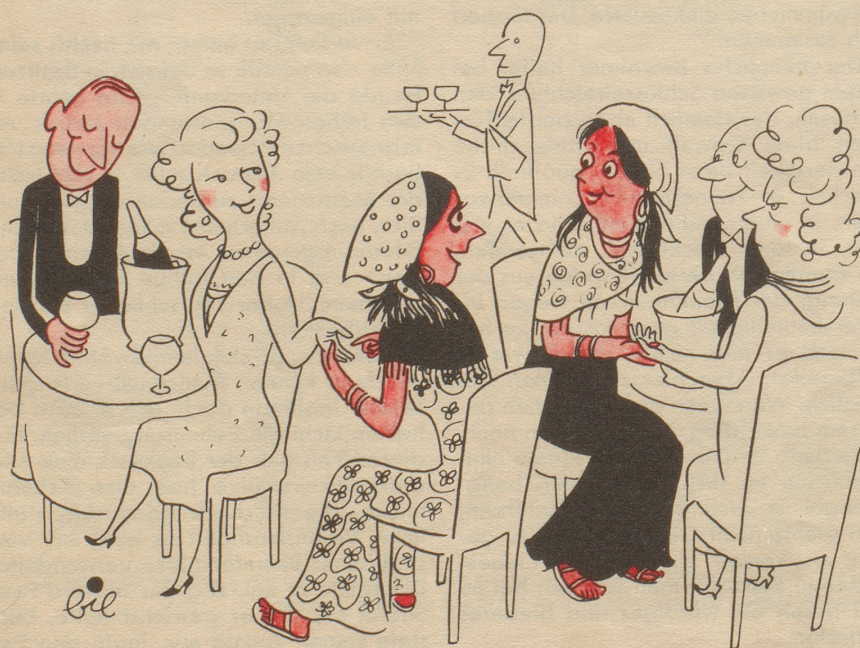
«Ja – und nicht einmal schlecht», nickte jener traurig.

«Ob er am Ende doch verbrannt ist? Völlig verkohlt?» fragte ein zweiter.

«Abgebrannt», sagte jener traurig. «Und verkohlt hat er euch.»

«Die Nase ist hin», meinte ein dritter.

«Die Nase hat er noch», sagte der Alte mit leisem Trost und schlich davon.



„Oh Marouska, diese Hand solltest Du lesen! So eine entzückende Liebesgeschichte...!“

Der Witz der Woche

«Man sollte den Deutschen Gewehre geben», sagte ein Amerikaner. – «Aber alte», sagte ein Engländer. – «Und keine Patronen», sagte ein Holländer. – «Und nur sonntags», sagte ein Belgier. – «In Schaltjahren», sagte ein Norweger.

«Aber wozu brauchen wir dann Gewehre?» fragte der Deutsche.

«Hören Sie», sagte darauf ein Franzose, «Sie sind wohl gegen die Verteidigung Europas?»

TR

Lieber Nebi!

Böse westliche Zungen sprechen von finanziellen Fehlschlägen im Sowjetbereich. Aber die Pensionskassen z. B. sind bestimmt nicht defizitär, da die Rentenbezüge der hohen Beamten, die ja ihre Laufbahn in der Regel in Sibirien beenden, kaum übersetzt sein dürften.

WH

Silentium!

Wie ruhig wäre es auf der Welt, wenn jeder seinen Lärm bekämpfen würde...

pen